



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

p.: Aus Baiern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nus Baiern.

Die Würfel waren gefallen mit jenem Tag, der über die Annahme der Verträge entschied; der Rubico, den wir Main heißen, war überschritten. Es erscheint natürlich, daß der großen Erregung zunächst eine große Erschöpfung folgte; denn auch im Leben der Völker gelten die Gesetze, die das Leben des Einzelnen leiten, auch in der Politik herrschen physikalische Normen. So überließ man sich denn in den ersten Wochen einer befriedigten Müdigkeit, man sah zurück auf das, was geleistet war, man hielt kaum mehr für möglich, daß noch Bruchstücke aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber reichen, daß die alten Gegensätze und Gegner sich noch einmal beleben würden. Freilich war das nur die erste Empfindung, es war mehr ein Eindruck als eine Ueberzeugung, aber man wollte aus den Fitterwochen der neuen Vereinigung jeden Schatten verbannen.

Dem Denkenden indessen trat bald die ernstere Einsicht zur Seite; man mußte sich sagen, daß man die Feinde der Freiheit zwar überwunden, aber keineswegs vernichtet habe, und daß keine große innere Umbildung des Volksgesistes sich sofort mit der äußeren Neugestaltung, mit dem entscheidenden Schlag, der sie geschaffen hat, vollendet.

So fand man denn auf dem Grunde der neuen Ereignisse bald die alten Factoren wieder, die man im Jubel gewissermaßen für verschwunden hielt; allein soviel freilich war sicher, daß sich die Proportionen derselben und die Machtverhältnisse gründlich verschoben hatten. Man fand sie, um ein Bild zu gebrauchen, in ähnlicher Weise, wie man nach einer mächtigen Explosion die Theile eines Hauses findet, die früher ein festes Gefüge gebildet hatten. Und wenn auch die Kraft des Zusammenhangs gründlich erschüttert war, so behielten doch die einzelnen Trümmer alle Kraft des Widerstandes, alle Hinderungsfähigkeit, die ursprünglich in ihnen lag, man hatte nur das gewonnen, daß man jetzt Schutthaufen übersteigen mußte, wo man früher trohige Mauern zu übersteigen hatte.

Rehren wir zurück zur concreten Gestaltung der Dinge, so finden wir vor allem eine tiefgehende Umgestaltung der Parteiverhältnisse. Die compacte Masse der Ultramontanen, welche bisher dem Fortschritt gegenüber stand, überlegen durch ihre Zahl und gefährlich durch ihren Terrorismus, ist jetzt in zwei Theile zerrissen, die sich feindlich gegenüber stehen. Die künstliche oder besser gesagt die listige Gewalt, mit welcher ganz heterogene Elemente in die Fesseln und in die Formen einer Partei zusammengedrängt waren, widerstand der Erschütterung, dem elementären Ruck, mit dem sich die Bildung des neuen Reiches vollzog, nicht auf die Dauer; die Ausschei-

ding der Gegensätze die hier unter einer Maske versteckt wurden, vollzog sich jetzt um so rücksichtsloser.

Daß hierdurch nicht nur neue Ziffern, sondern auch neue Factoren auf den politischen Schauplatz traten, ist klar. Es obliegt uns deßhalb vor allem, die Verhältnisse dieser drei Parteien unter einander abzugleichen, dann erst wollen wir die Frage erörtern, wie diese Verhältnisse bei den Reichstagswahlen zur Geltung kamen. Zum Schlusse mögen die Folgerungen, die wir aus dieser Probe ziehen können, in Betracht kommen.

Die angesehenste und mächtigste der drei Parteien ist ohne Zweifel die nationalliberale. Wenn sie schon vorher dadurch ein Uebergewicht besaß, daß die begabtesten Mitglieder der Kammer ihren Reihen angehörten, daß sie fast ausschließlich im Besitze der politischen Fähigkeit war, so hat sich dies Uebergewicht noch unberechenbar vermehrt, seitdem sie auch numerisch die stärkste ist. Der moralische Zuwachs, der Zuwachs an Vertrauen und Autorität, der mit dem Sieg der Sache auch den Vertretern derselben zu Gute kam, entzieht sich jeder Schätzung. Sie ist die eigentliche Stütze des jüngst geschehenen Umschwungs, sie trägt und repräsentirt die Politik, in die wir durch die Hand der Geschichte gewiesen worden sind, und jede Regierung, die anstatt ein erhabenes Selbstgefühl zu pflegen, auf die frische lebensfähige Volkskraft zurückgreift, wird schließlich in dieser Partei ihren Stützpunkt suchen müssen.

Würdelosler, als sie jemals war, steht derselben die eigentliche reactionäre Fraction, die Clique der Vollblutultramontanen gegenüber. Sie selber nennt sich noch heute, wie früher, „die patriotische“, allein es wäre Zeit, daß dieser Ehrenname, durch den „Gerichtsgebrauch“ der Presse endlich abgeschafft werde. Patrioten nannte man einst diejenigen, welche Leib und Leben, welche Gut und Blut für Deutschland ließen; warum soll man nun das Andenken derselben damit entehren, daß man die Leugner und Verächter des Vaterlandes mit dem gleichen Namen bezeichnet? Man sagt freilich, der Name thut nichts zur Sache, aber nicht in allen Fällen ist dieß wahr. Der gläubigen, unmündigen Menge gegenüber bedeutet der Name Alles und die Stimmen, welche die Merikalen in Baiern damit erschlichen haben, daß sie das Gauklerstück gewagt, sich „Patrioten“ zu heißen, zählen nach Tausenden. Der Ultramontanismus ist ein Wechselbalg im deutschen Hause und darum soll er kein Anrecht auf den legitimen Namen haben, den die Kinder dieses Hauses in Ehren tragen.

Um die ultramontane Partei in Baiern zu kennzeichnen, bedarf es indessen nicht vieler Worte, ihre eigenen Thaten (und Unthaten) sprechen deutlich genug. Zu dem Beschlusse vom 19. Jult vorigen Jahres, wo 47 ihrer Mitglieder gegen die Verträge stimmten, konnte nur sie selber ein wür-

diges Gegenstück liefern, indem sie mit 48 Stimmen die Ablehnung der Bündnißverträge beantragte. Mit dieser doppelten That beladen, stehen jetzt die „Patrioten“ ihrem engern Vaterland und der Zukunft gegenüber, und alle Umstände vereinigen sich, um ihr Ansehen und ihre Erfolge zu schmälern. Vor allem lag seit dem Zustandekommen der Verträge das Gefühl einer schweren, einer entscheidenden Niederlage auf ihnen; der numerische Verlust, den sie hierbei erlitten, ist immerhin auf etwa 20 Deputirte anzuschlagen; denn genau lassen sich die beiden ultramontanen Varietäten nicht ausscheiden. Soviel aber steht fest, daß unter den Ausgeschiedenen sich jedenfalls die bedeutendsten, ja man darf sagen die gebildetsten Mitglieder der Partei befanden; die jetzige alte Garde besteht fast nur noch aus Bauern, Geistlichen und Bureaukraten. Ein paar Adelige scheinen durch den Namen zu ersetzen, was ihnen im Uebrigen gebriecht. Von diesem Verluste an Personal läßt sich ein Verlust an Vertrauen, an moralischem Einfluß nicht trennen, wie dies schon zahlreiche Briefe der Wähler nach der Abstimmung darthaten; noch mehr aber wird ihr Einfluß durch den Umstand geschädigt, daß seit dem Abfall der „Postzeitung“ den Ultramontanen kein einziges anständiges Blatt zur Verfügung steht.

Dies ist die gegenwärtige Lage der ultramontanen Partei in Baiern. Ihre politischen Führer sind Jörg und Greil, ihre publicistischen Zander und Sigl. Allein trotz dieser Herabgekommenheit darf man sie keineswegs für ungefährlich oder für vernichtet halten. Denn noch gibt es Menschen genug, welche Verrath und Treue, Gemeinheit und Tapferkeit verwechseln und aus der traurigen Masse solcher Menschen bildet sich die Heerschaar der „47 Getreuen“.

Am interessantesten ist ohne Zweifel das Centrum; wir meinen jene Ultramontanen, welche sich nicht zu den schwarzen Thaten Greil's, aber auch nicht zu dem liberalen Programm der Fortschrittspartei entschließen konnten. Stofflich untersucht, stellen sie den Gegensatz nach Außen dar, der innerlich längst unter der ultramontanen Partei bestand. Denn den gebildeten und einflussvolleren Gliedern derselben war es längst verhaßt geworden, den Terrorismus und die Despotenlaunen der parlamentarischen Barbari zu ertragen. Obwohl dieselben in der Kriegsfrage bereits mit den Nationalliberalen gestimmt hatten, so kam es dennoch nicht zum thatsächlichen Bruch; bei dem zweiten wichtigen Anlaß aber zerriß auch der äußerliche Verband. Unter Guttler's Leitung sonderten sich einige zwanzig Clerikale und Particularisten ab und bildeten nach einer öffentlichen und formellen Trennung von der Hauptmacht eine gesonderte Fraction, die ursprünglich den Namen ihres Führers trug und sich dann als Centrum constituirte. Durch den höheren persönlichen Bildungsgrad, durch den Besitz zweier vielgelesenen Blätter und durch die Seitenblicke, welche die Regierung dieser Neubildung zuwandte, er-

reichte dieselbe eine zeitweise Bedeutung, die sie im übrigen weder ihrer Zahl, noch ihren Gesinnungen verdanken würde. Was ihr aber den eigentlichen Halt und einen positiven Boden im Volke gab, das war der richtige Instinct, mit dem sie die Halbheit der Massen erkannte und zum Ausdruck brachte. Man darf sich nicht verhehlen, daß wir uns in Baiern noch in einem Uebergangszustand befinden, dessen Entwicklung an Raschheit den Ereignissen nicht nachkommen konnte. Unsere Geschichte ist seit Jahrhunderten eine halbe oder richtiger gesagt eine zwiefache, zweideutige gewesen, mit einem Blicke dem Volkswohl zugewandt und mit dem andern nach den Jesuiten schielend. Die Politik der halben Maßregeln (man nennt sie euphemistisch die Politik der freien Hand) hat uns seit 50 Jahren geleitet und so ist denn auch das Bewußtsein des Volkes in einem Stadium geblieben, das man wohl als Mittel-lage bezeichnen könnte, wenn man es nicht richtiger als Halbheit bezeichnete. Die Scheu vor jedem endgiltigen Entschlus, vor jeder energischen Initiative, das Odium gegen ein scharfbegrenztes positives Programm, das sind die Merkmale jener Mittelanschauung, die zum Theil noch unendlich tiefen Boden im Volke hat. Daß die Entschiedenheit der Ereignisse unterdessen auch auf die Entschiedenheit der Gesinnung vielfachen Einfluß übte, wird damit natürlich nicht geleugnet.

Was das Programm der neuen Fraction betraf, so ging es noch so ziemlich hinter die Mitte zurück, denn die meisten Anhänger derselben sind nicht bloß Katholiken, sondern Clerikale. Eine aufrichtige Freude an der Neubegründung des Reiches empfanden sie nicht (wenn nicht etwa die Sprache dazu da ist, um die Gedanken zu verbergen); die Opfer, welche ihr Particularismus dem Ganzen brachte, wurden mit Wehklagen hingegeben; aber die Herren waren klug genug, um zu begreifen, daß jeder Widerstand dieselben noch vermehren würde. So acceptirten sie die Situation, nicht bloß mit dem Hintergedanken, sondern mit der ausgesprochenen Absicht, die Consequenzen der Verträge thunlichst zu bekämpfen, nachdem die Annahme unvermeidlich geworden war. Nicht an die gemeinschaftlichen Punkte, sondern an die Ausnahmsbestimmungen derselben wollten sie die weitere Entwicklung der Dinge anknüpfen, und was die Stellung zu den Alt-Ultramontanen anging, so mochte man wohl anfangs auf die alte Devise zählen: Clericus clericum non decimat. Die Persönlichkeit, welche als der adäquateste Ausdruck dieser Richtung erscheinen konnte, war Dr. Huttler, der Herausgeber der Augsburger Postzeitung. Ein Freund jener geschäftigen Wichtigkeit, die sich bei beiden Parteien unentbehrlich machen will, der politische Nährvater des gesammten bairischen Clerus, welchem die Kost des „Volksboten“ etwa zu derb wird, hat Huttler unbestreitbar einen großen politischen Einfluß, und bemüht sich in seinem Blatt, die reflective Decenz, das Bildungscapital der katholi-

sehen Priesterwelt zu Anschauung zu bringen. Als sich die dritte Partei, das Centrum, in Baiern bildete, ward Dr. Huttler ihr Führer und ihre Seele; wenn man im Geiste seiner früheren Genossen spräche, könnte man sagen: er ward der Stifter einer Secte.

Die erste Probe ihrer Lebensfähigkeit, der Errungenschaften, die sie gemacht und der Kraft, die ihnen geblieben war, bot den Parteien die Reichstagswahl, der sich bald alles politische Interesse zuwandte. Im Anfang indessen war diese Thätigkeit keineswegs sehr geräuschvoll; die erste Partei, die offen mit ihren Candidaten hervortrat, war die nationalliberale. Sie war darauf bedacht, Männer von Bedeutung zu finden und ihre parlamentarischen Kräfte zweckmäßig zu dislociren; wo keine Aussicht bestand, einen entschiedenen Mann durchzusetzen, fand man sich mit den localen Interessen ab, und stellte einen Candidaten auf, der im Wahlbezirke eingebürgert und aus der Mitte des Volkes entnommen war. Das ganze Verfahren hiebei war höchst loyal, alle Agitation appellirte eigentlich nur an den gesunden Menschenverstand und verschmähte jene Umwege, auf welchen mittelbar Wahlen gemacht werden.

Höchst interessant gestalteten sich die Wahlvorbereitungen im entgegengesetzten Lager. Das Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche veranlaßte die Huttlersche Fraction eine Allianz mit den „47 Getreuen“ zu suchen und die „Postzeitung“ leitete diese Einladung in einer Weise ein, die an ultramontaner Gesinnungstüchtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Allein die Rohheit, mit welcher „Volksbote“ und „Vaterland“ diese Offerte zurückwiesen, ging über alle Erwartung; man überschüttete die Männer, die noch vor wenigen Wochen die eigenen gewesen waren, mit Schimpfreden, und lästerte die Kenegaten mit der Wuth des Convertiten. Im Interesse der politischen Würde und der persönlichen Integrität muß man solche Vorgänge bedauern; ob aber dies Mißgeschick nicht wenigstens zum Theil ein selbst verschuldetes war, bleibt doch dahin gestellt. In den Insulten, welche die Cyniker Zander und Sigl auf ehrenwerthe Männer warfen, ernteten diese die harte Strafe dafür, daß sie mit solchem Böbel ein Jahr lang gemeinsame Sache machten, daß die gebildetsten unter ihnen nicht den Muth hatten, sich vom Terrorismus und von der Fahne dieser clerikalen Gambettisten zu emancipiren. Wenn die Herren Huttler, Müller und Weis jetzt die Sprache der „Getreuen“ hören, dann muß sie die Intimität, in der sie mit dieser Gesellschaft standen, wahrhaftig in Verlegenheit setzen, und sie werden vielleicht für die Gemeinheit derselben nun ein besseres Verständniß besitzen, als damals, wo diese Sprache höchstens dem Fortschritt galt. Das triviale Sprichwort von denen, die sich unter die Kleinen mischen, enthält auch eine politische Wahrheit . . .

Sobald ein Candidat von der Fraction des Centrums aufgestellt wurde, so war dies ein Signal, daß ihn sofort die Vollblutultramontanen in Stücke schlugen. Fast jeden Tag wiederholten sich diese journalistischen Massacres; die Aussicht auf eine Verständigung war absolut unmöglich geworden. Wenn hiedurch schon die Verwirrung eine große ward, so war die Verlegenheit der „Getreuen“, entsprechende Candidaten zu finden, beinahe noch größer. Wer die Liste derselben überblickt, dem muß vor allem die merkwürdige Thatsache in die Augen fallen, daß darauf fast ausschließlich drei Stände repräsentirt sind, der Adel, der Bauer und der Clerus, jene drei Stände, die im Staat traditionell die Reaction, mindestens den Stillstand vertreten. Der gebildete Mittelstand, die eigentlichen Motoren der Culturentwicklung sind kaum mit 3 bis 4 Namen vertreten; es scheint somit in diesem Stande, auf den jede Regierung so großes Gewicht legen muß, fast gar kein Anhang für die clerikale Richtung zu bestehen.

Unter den aufgestellten Candidaten sind zwei, die eine besondere Erwähnung verdienen — d. h. die Thatsache ihrer Aufstellung verdient dieselbe. In München I. ward von den Ultramontanen Georg Friedrich Kolb auf den Schild gehoben, der bekannte Socialdemokrat, der am 19. Juli ein Anhänger der Neutralität war, wie er am 21. Januar ein Gegner der Verträge wurde. Das Christenthum oder der Katholicismus ist ihm dabei vollkommen Nebensache; ja er betont die Confessionslosigkeit sogar mit Vorliebe, aber dennoch haben ihn die Ultramontanen als ihren Vertreter ausersehen, sie, die allwärts behaupten, daß der Schutz des Glaubens ihr oberster politischer Grundsatz sei. Zwei Thatsachen ergeben sich hieraus mit Klarheit, zuerst daß den Ultramontanen die Religion nur ein Deckmantel für ihre Herrschgier ist, und daß der Jesuitismus nicht eine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution geworden ist, in zweiter Reihe aber, daß die Allianz der Demokraten und der Ultramontanen mit jedem Tage festere Form gewinnt und da man nicht erwarten kann, daß die Demokraten die Religiosität so sehr befördern, so muß man wohl annehmen, daß den Ultramontanen mehr an der Beförderung ihrer Macht, als an der Religion gelegen ist.

In dem Wahlkreise München II. war von Seite des Centrums Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinzen Luitpold, ein Neffe des Königs aufgestellt. Es steht uns ferne, die Bedenken zu theilen, die von mancher Seite gegen das Princip erhoben worden sind; denn man soll zwischen Volk und Dynastie keinen principiellen Gegensatz aufstellen, man soll ein Recht, das dem Niedrigsten freisteht, nicht dem Höchstgestellten verwehren. Allein jedes Recht hat seine Rehrseite; von dem Augenblicke an, wo es geübt wird, tritt auch die Pflicht, die ihm entspricht, ins Leben, vor allem die Pflicht, gleiches Maß mit den übrigen zu theilen. Wo ein Prinz der wirkliche Vertreter jener Meinung ist, die seine Wähler leitet, da mag er mit vollem Rechte seine Wahl erwarten; da wo er es nicht ist, soll er nicht beanspruchen, daß seine Wähler der Sache Abbruch thun, um der Person zu huldigen. Se. kgl. Hoheit der Prinz Ludwig hielt im Reichsrath eine Rede, in der er dem Mißbehagen über die deutschen Bündnißverträge unverhohlenen Ausdruck gab und wenn er dennoch für die Verträge stimmte, so geschah es, weil Jeder von zwei Uebeln das kleinere wählt. Die Stadt München dagegen hat mit offenem Herzen und mit unverhohlener Freude den Eintritt Baierns in das deutsche Reich begrüßt; es wäre unehrlich oder inconsequent von ihr gewesen, wenn sie einen Vertreter erwählt hätte, der dem Geschehenen mit so entgegengesetzten Gefühlen gegenüberstand. Man kann freilich manche Stimmen hören, die für rücksichtslos halten, daß die eigene Vaterstadt den Prinzen im Stiche ließ; uns erscheint es vielmehr als ein Zeichen der Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue, das um so ehrenwerther ist, je treuer die Stadt dem Königshause anhängt und je mehr Sympathien die Persönlichkeit des Prinzen daselbst genießt. Denn wollte man aus der Aufstellung einer prinzlichen Candidatur die moralische Verbindlichkeit ableiten, dieselbe seiner Würde zu lieb zu unterstützen, so würde dadurch die gesetzliche Freiheit der Wähler ebenso beeinträchtigt werden, wie die persönliche Freiheit des Prinzen, wenn er sich seiner Würde zu lieb der Candidatur enthalten sollte. Dieser Gesichtspunkt scheint jenen entgangen zu sein, die der Stadt aus ihrer Freimüthigkeit einen Vorwurf machen.

Wir sind mit den obigen Bemerkungen bereits mitten in die Ergebnisse des dritten März hineingetreten. Fassen wir dieselben zusammen, wie sie sich bis jetzt ergeben haben, so darf man mit ziemlicher Sicherheit 29 national-

liberale gegen 19 ultramontane Candidaten annehmen, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Provinzen vertheilen:

Oberbaiern	3 Nat.	—	5 Ultr.
Niederbaiern	1 Nat.	—	4 Ultr.
Oberpfalz	— Nat.	—	5 Ultr.
Rheinpfalz	6 Nat.	—	Ultr.
Mittelfranken	6 Nat.	—	Ultr.
Oberfranken	4 Nat.	—	2 Ultr.
Unterfranken	4 Nat.	—	2 Ultr.
Schwaben	5 Nat.	—	1 Ultr.

Daß durch mehrere Doppelwahlen sowie durch engere Wahlen (z. B. Kelheim) noch kleine Verschiebungen möglich sind, ändert nichts oder wenig an dem wesentlichen Ergebnis.

Die Schlussfolgerungen, die sich aus dem letzteren ziehen lassen, sind nach mehreren Seiten hin interessant; die wichtigste von allen aber ist der Vergleich, welchen Fortschritt der nationale Gedanke seit dem vergangenen Jahre gemacht hat. Aus den Landtagswahlen vom November 1869 ging eine ultramontane Majorität von 6 Stimmen hervor, von denen jede 31,500 Seelen repräsentirt; aus der Reichstagswahl eine liberale Majorität von 10 Stimmen, deren jede 100,000 Seelen zu vertreten hat. Drückt man demnach diese Differenz in Ziffern aus, so hat die nationale Idee 1,189,000 Anhänger innerhalb eines Jahres neugewonnen, was bei einer Bevölkerung von 5 Millionen ein rühmliches Ergebnis ist, zumal da sich in demselben nicht der Abschluß, sondern nur der Anfang einer großen friedlichen Nationalbewegung darstellt. Ein zweiter lehrreicher Vergleich liegt darin, wie sich dieser Gesinnungsumschwung auf die einzelnen Provinzen vertheilt. Mit Recht glaubte man erwarten zu dürfen, daß der kühne und frische Sinn der Gebirgsbewohner vielleicht am meisten geneigt sei, die Ereignisse dieses Jahres durch eine liberale Wahl sich anzueignen, und doch fielen gerade in Oberbaiern die Wahlen hervorragend dunkel aus. Umgekehrt ging es in Schwaben, von dessen zäher eigensinniger Gemüthsart man am meisten Widerstand befürchtet hatte, das noch in den letzten Landtag fast lauter ultramontane Vertreter sandte und nun fast lauter national-liberale wählte! Dieser Fall findet eine Parallele in der Abstimmung der württembergischen und bairischen Kammer über die Verträge; auch hier fügten sich die Schwaben, obwohl sie die erpichtesten Particularisten waren, mit ungeheurer Majorität in die Neugestaltung, während in Baiern der blinde Widerstand blühte. Dieser Gegensatz wurzelt in beiden Fällen (bei der Abstimmung der württembergischen Kammer sowohl wie bei der liberalen Reichstagswahl des bairischen Schwabens) darin, daß das protestantische Element dort die Oberhand oder doch eine starke Verbreitung hat. Der Katholicismus stützt die ganze Erziehung des Menschen auf blinde Hingebung, auf das Uebergewicht des prüfungslosen Glaubens gegenüber der Vernunft, während der Protestantismus der eigenen Einsicht weit größeren Spielraum läßt, und darum allein hatten die Schwaben (die doch weit particularistischer waren) nur eine Opposition von 10 oder 12 und die Baiern eine Opposition von 48 Stimmen gegen die Verträge.

Sehen wir von der politischen Richtung ab und messen wir die quantitative Betheiligung, die bei den Wahlen hervortrat, so liefert dieselbe allerdings mehr den Beleg einer momentanen Ermattung, als den eines starken politischen Lebens; allein gleichwohl übersteigt die durchschnittliche Zahl der Wähler jene Summen, die in Sachsen und in vielen Theilen von Preußen hervortraten. Statistisch berechnet treffen auf den Wahlkreis von 100,000 Seelen

ungefähr 20,000 Wahlberechtigte; in den schwächsten Bezirken haben davon 9000, in den stärksten 17,000 ihr Recht gebraucht; die mittlere Betheiligung stellt sich auf 14,000 fest.

Wenn somit das Ergebnis der Wahl auch noch manches zu wünschen übrig läßt, im Ganzen stellt es doch einen ungeheuren Fortschritt in unserer nationalen Entwicklung dar. Wir dürfen auch hier das Wort gebrauchen, mit dem wir diese Bemerkungen eingeleitet haben: Der Rubicon, den wir Main heißen, ist überschritten. e.

Kriegs- und Friedensliteratur.

Mit demselben Rechte dürften wir den Titel wählen: Alte und junge Schulden der Grenzboten! leider noch mehr alte als junge, denn mit wenigstens derselben Ueppigkeit, wie im Buchhandel die literarischen Pilze der Kriegszeit und der Friedenshoffnungen sprießen, drängen sich bei einer politisch-literarischen Wochenschrift die häufig schnellverwelklichen Blüthen, die der Geist der Woche, der Stunde ins Leben ruft, und seltener nur ist ein ruhiges Athemholen vergönnt, eine Umschau auf dem Marke des deutschen Geistes.

Daß der Deutsche sich nicht auf sieben Monate Weltgeschichte beschränkt, wenn er von seinem großen Kriege gegen Frankreich, von den Hoffnungen seines Friedens, von der Herrlichkeit seines Kaisertums und seines Reichs, von der Bedeutung seiner Führer und seines staatsmännischen Kopfes den Mit- und Nachlebenden erzählt, braucht nicht erst versichert zu werden. Das ist ja zu allen Zeiten unser Ruhm und die Hoffnung unsres Vorwärtkommens gewesen, wenn auch gleichzeitig die Behaglichkeit der gegebenen Stunde uns dadurch getrübt ward: daß der Deutsche überall gründlich verfuhr, überall Vergangenheit und Zukunft zugleich ins Auge faßte, wenn er von der Gegenwart urtheilte, und umgekehrt. So befriedigt in der That ein Bedürfnis unsrer heutigen politischen Betrachtungen ein Flugblatt, das unmittelbar nach Abschluß der Verfassung des deutschen Reichs erschien, als Separatabdruck aus dem Januarheft der preußischen Jahrbücher, die deutsche Frage 1813—1815 von Wilh. Maurenbrecher (Berlin, Georg Reimer 1871). Denn auf Schritt und Tritt drängt sich der Gegensatz auf zwischen damals und jetzt. An diesem Spiegelbild erst erkennen wir die volle Wahrheit des fürchterlichen Vorwurfs des Barbarismus, den uns das neutrale Ausland in gedankenloser Nachäffung unsrer geschworenen Feinde gemacht hat. Natürlich, es ist so unerhört, daß Deutschland einmal den Preis seiner blutigen Arbeit zu ernten sich erkühnt, daß nicht die Feinde Deutschlands den Erfolg deutscher Siege bestimmen: daß die Welt ringsum gegründete Klage hat über den tiefen Fall der deutschen Ethik! Damals, in den Jahren 1813—15 begnügten wir uns, wie uns Maurenbrecher auf wenig Seiten so schlicht und anschaulich zu schildern weiß, Hardenberg, „dem eleganten Manne des Lebensgenusses, dem feinen schweigsamen, gewandten Kopf, aber ohne feste Principien, der sich die Impulse heute von dieser, morgen von jener Seite geben läßt, aber niemals selbst seiner Action einen festen Kurs vorgezeichnet hatte“, das Steuer des Staates anzuvertrauen, und Wilhelm v. Humboldt, „dem feinen, geistreichen, ästhetischen Staatsmanne, dessen Einsicht und Scharfsinn die ver-